

1. Mittwoch, am 4. Januar 1837.

Dresden und Leipzig, in Commission der Arnoldischen Buchhandlung.

Rückblick auf Personen und Zeiten. Von Eduard Gans. Berlin, Zeit. 1836. 8.

Das vorliegende Büchlein, dem ich, was der Vortrag betrifft, das Verdienst der größten Anmuth gern zugestehende, das ich aber, hinsichtlich der Sachen, mit alle demjenigen Mißtrauen gelesen habe, mit welchem längere Erfahrung und praktischer Blick die Schriften von Zeitgenossen über Zeitgenossen und Zeitereignisse immer aufnehmen sollten, ist mir ein neuer Beweis für den unendlichen Vorzug der mündlichen Mittheilung vor der schriftlichen gewesen. Die erstere, glaubt man meistens, sey „sans consequence“, und sagt dabei die Wahrheit ohne Rückhalt, ohne Schminke, ohne . . . ; wenn man aber ein Buch, oder auch nur einen Brief schreibt, so sieht man sich gewaltig um; und vor lauter Bedenklichkeiten und tergiversations will das Rechte nimmer aus der Feder.

„Quod semel edideris, nescit vox missa reverti!“ denkt man mit dem verschmitzten Courtisan von Mäcen. Ich befinde mich in einem Verhältnisse, welches mir oft Gelegenheit verschafft, mit den ausgezeichnetsten Reisenden Europa's (zufällig und zu meinem aufrichtigen Bedauern, nur noch nicht mit Herrn Professor Gans) tête à tête zu verkehren, mich ihrer mündlichen Unterhaltung zu erfreuen, und solchergestalt die ungeschminkte Wahrheit über Zeitgenossen zu erfahren. Wenn ich nun die Ehre hätte, gedachten Herrn Professor Gans in ähnlicher Weise bei mir zu sehen, seines geistreichen Geplauders im obigen Sinne des „sans consequence“ zu genießen, und ihn auf diese Veranlassung zu fragen, ob er den, im vorliegenden Buche enthaltenen „Rückblicken auf Personen und Zustände“, nicht etwa mündlich und nur so gesprächsweise, etwas Mehreres und Weiteres hinzuzufügen habe? — was würde mir der lebenswürdige, discrete Mann, mit der Hand auf dem Herzen, wohl darauf zu erwiedern wissen? Er giebt uns hier z. B. einen Besuch bei Göthe an dessen Geburtstag, und nennt gedachte Excellenz \*) auf diese Veranlassung ipsissi-

\*) Advocem der Göthe'schen Excellenz, erinnern wir uns, vor mehreren Jahren von einem Preussischen

mis verbis ein „monumentales Riesenwerk“. Ich gestehe ohne Umstände, daß mich, wenn dieß nicht Persiflage sein soll, dergleichen ganz übertriebene und ungehörige Lobhudeleien immer im Namen des Gelobhudekten erröthen machen. Göthe war, wie er, bescheidner, selbst sagt, „Ihr seht einen Mann, wie andre mehr!“ und Herr Professor Gans hätte sich, wenn es ihm sonst Ernst gewesen wäre, nur in Weimar befragen dürfen, um zu erfahren, wie viele ganz unglaubliche Schwächen diesem „monumentalen Riesenwerke“ anklebten. Ich aber weiß es, wenn es der Verf. wirklich nicht wissen sollte oder wollte; ich weiß es im Wege solcher oben bezeichneten Mittheilungen, welche nach Maßgabe ihres Ursprungs und ihres Details gar keinen Zweifel übrig lassen, — und mir ist überhaupt ein solcher Stoff-suchender Mißbrauch einer Celebrität, auf Kosten der Mäßigkeit und Unpartheilichkeit immer ein wahrer Grauel gewesen! Einem Helden nützt man dadurch nicht; und wenn Göthe nicht gegen Schmeicheleien, wie mir einst ein geistreicher Franzose sagte, „invulnérable“ gewesen wäre, so müßte ihm das Geschrei der Götho-Coraxe selbst ekelhaft geworden sein. Unser Verfasser befand sich, als er dieses niederschrieb, wie Göthe von seinem Wilhelm Meister auf Veranlassung des Hamlet sagt, noch in den glücklichen Jahren, welche die Illusion gestatten, „an seinem Ideale alles ideal zu finden!“ Ach! wenn man älter wird, viel gesehen, tiefer gesehen hat, so verlöscht das Feuer jenes schönen Jugendenthusiasm der Eiskälte mißtrauischer Prüfung gegenüber und man findet, daß in dieser Lumpenwelt Alles, selbst die sogenannten literarischen Celebritäten, ein sonderbares Flickwerk von Sublimem und sehr Irdischem, eine, um wieder mit Göthe selbst zu reden,

Er . . . n, welcher von seiner, damals am Weimar'schen Hofe lebenden Mutter dem „monumentalen Riesenwerke“ präsentiert worden war, gehört zu haben, daß ihm gedachte seine, mit den Verhältnissen natürlich wohl vertraute Frau Mutter unmittelbar vor dem großen Acte noch einen Kopfstoß versetzt und dringend zugerufen habe: „N'oubliez pas l'excellence!“ — Dieß zeichnet das „monumentale Riesenwerk“ besser als . . . Sollen wir unsern Gewährsmann nennen? Er erlaubt es vielleicht.

„Ausgeburt von Dreck und Feuer“

sind. Sagen wir also, statt Göthe ein „monumentales Riesenwerk“ zu nennen, lieber und wahrheitgemäßer, daß Göthe zwar ein, in vielen Rücksichten höchst ausgezeichnetes Schriftsteller, nebenher aber, als Mensch, eine sehr schwächliche moralische Erscheinung gewesen sey, und daß selbst sein schriftstellerischer Ruhm, wie derselbe unter dem belletristischen Gesichtspunkte namentlich, im Faust, wirklich an die Unsterblichkeit streift, im ernsteren wissenschaftlichen Bezuge, durch das ganz verunglückte Unternehmen der Farbenlehre, \*) welche den großen, von ihr gar nicht einmal verstandnen Newton mit der unwürdigsten Bitterkeit angreift, gegentheils außerordentlich geschmälert werde. Dieß ist Alles so wahr, so allgemein bekannt, daß ich mir gar nicht schmeichle, irgend einem Menschen etwas besonderes Neues damit zu sagen, aber auch nicht fürchte, den verehrlichen Herrn Verfasser zu verletzen, indem ich sein zu jugendlich enthusiastisches Urtheil modifizire.

Mit dem nämlichen subjectiven Mißtrauen habe ich, nachdem dasselbe unglücklicherweise durch jenen mir zuerst in die Hände gerathenen Aufsatz nun einmal erweckt worden war, die drei wichtigsten und umfangreichsten Schilderungen dieses Werkes: Paris im Jahre 1825, — Paris im Jahre 1830, — und Paris im Jahre 1835, — gelesen. „Qui ne connaît l'histoire que par les imprimés du tems, en conçoit à peine le squelette!“ sagt Duclos irgendwo, und er hat Recht. Der Herr Verfasser, dessen freundliche Gabe übrigens bereits in zu vielen dankbaren Händen ist, und durch angenehme und leichte Unterhaltung viel zu sehr anzieht, als daß ihm das einzelne Urtheil eines grämlichen Misanthropen wie ich bin, im Beifalle eines so ausgedehnten Leserkreises sonderlichen Abbruch thun könnte, mag mir nur vergeben, wenn ich mich unvermögend fühle, den ganzen jugendlich-frohen Enthusiasm zu theilen, mit dem sein unerperimentirter Sinn die Sachen auffaßt. Er gesteht die Gewalt dieser Illusion auf sein Gemüth selbst ein. „Was ist wohl“ sagt er Eingangs der bezeichneten drei, nur zu reizenden Schilderungen, „was ist wohl der Spannung und hochaufgetriebenen (sic!) Erwar-

\*) „Zur Farbenlehre“. Von Göthe. Tübingen 1810. Es würde mir nicht schwer werden, mein scheinbar hartes Urtheil über dieses Werk, dessen Mangel an mathematischer Klarheit des Begriffs sich übrigens auch auf jeder Seite von selbst veroffenbart, zu motiviren; indeß bedarf's dieser Bemühung gar nicht einmal mehr.

N.

tung gleich zu sehen, wenn man in der letzten Hälfte der zwanziger Jahre zum ersten Male eine literarische, eine gelehrte Reise nach Paris zu machen berufen ist? Von frühesten Jugend an war ich mit französischen Auctoren genährt worden; meine Kindheit hatte die Siege Napoleons, die Besetzung des preussischen Staates durch französische Truppen gesehen; nach beendetem Kampfe waren es nicht weniger die französischen Schicksale, welche unter meinen Augen gleich einer geschichtlichen Initiative auf unsere Zustände einwirkten. In Paris war mir alles Wichtige und Bedeutende von Hörensagen und Lesen bekannt: die Viertel, die Straßen, die Belustigungsorte, die Männer, den Werth des Einen gegen den Andern gehalten, die Richtungen in der Literatur waren mir nicht fremd; . . . und in dieser Vorbereitung und Stimmung ging es Paris zu, wo sich für menschliche Zusammenhänge zunächst der wahre und eigentliche Boden vorfindet“. (Was heißt das? Ist London z. B. für die Zusammenhänge des Englischen Lebens und der Englischen Geschichte nicht ein eben so classischer Boden, als Paris für die Französischen? Oder sind Französische Zustände per excellentiam „menschliche“ Zusammenhänge?). — Vortrefflich und mit unseren besten Ueberzeugungen übereinstimmend, erscheint uns dagegen das, was in diesem ersten Abschnitte über den Corruptionseinfluß des Gouvernement's bei den Wahlen der Deputirten vorgebracht wird und wir haben diesen hier sehr prägnant hervorgehobenen verderbenden Einfluß immer als eine Schattenseite constitutioneller Monarchien bezeichnet; ja wir sind noch weiter gegangen, indem wir das Beständige, in der Natur der Sachen begründete Bestreben der Regierung zur Vernichtung der Opposition durch Kirrung des Einzelnen, ein System politischer, von der Volksrepräsentation, einem Fürsten und Minister gegenüber, aber ganz untrennbaren Demoralisation genannt haben, dergestalt also, daß dieses Demoralisationsprincip durch die Repräsentativform de facto bedingt ist. — Ueber Ludwig XVIII. dagegen fällt der Verf. am nämlichen Orte hinwiederum ein viel zu jugendlich gütiges Urtheil. Ich glaube, diesen Gourmand mit dem unverwüßlichen Magen, dem eiskalten Herzen \*) und der Horaz-Manie besser zu kennen; und wenn sich Herr Prof. Sans die Mühe geben will, nur die ohne dieß überaus lesenswerthen Souvenirs d'un demi-siècle von Touchard-Lafosse über ihn zu ver-

\*) Favras! Favras!!! — Lafosse, ein Mann von Geist, nennt den harten Fürsten auch nur „la masse vivante“.

gleichem, so wird er, wofern es jetzt nicht so schon geschehen ist, seine Ansicht gewiß ändern.

Wenn man einem Schriftsteller mit einem solchen Mißtrauen, aber auch mit einem so aufrichtigen Interesse folgt, wie wir Herrn Professor Gans, so bemerkt man jede Darstellungsschattirung. In dem, fünf Jahre später geschriebenen Aufsatz, Paris im Jahre 1830, scheint uns dieser Altersverschiedenheit auch schon eine sehr bedeutende Ansichts- und Wortverschiedenheit zu entsprechen. Wir haben eine Stelle aus dem ersten Portrait ausgezeichnet, und werden, Behufs eigener Vergleichung für den Leser, auch dem zweiten Gemälde einige Pinselstriche entnehmen. Der Verf. nämlich hebt mit Recht den damals obschwebenden Ministerproceß besonders hervor. „Dieser Proceß war“ sagt er, „der nächste Felsen, von dem man noch nicht recht wußte, wie man ihn umschiffen sollte. In allen Salons wurde von nichts, als von dieser Angelegenheit gesprochen: denn in unseren Zeiten erscheint die Todesstrafe für politische Verbrecher immer mehr als vollkommen unzulässig;\*) und man kann es den damaligen Machthabern nicht verargen, daß sie Ängstlichkeit für Gegner empfanden, die nicht ganz unbefangenen oder freien Richtern und einer leidenschaftlichen Volksstimmung in die Hände fielen. Selbst aus dem juridischen Gesichtspuncte wurde ihr Verhältniß verschiedentlich beurtheilt. Die Einen meinten, die Minister wären nach der Charte allerdings verantwortlich; der König aber sey dagegen sacrosanctus und unverleglich. Nun sey hier durch die Revolution der König getroffen worden, dieß hebe die Verantwortlichkeit der Minister auf, denn dieselbe sey nur eine Fiction zum Schutze der Majestät. — Andere, und man muß hinzusetzen, die strengern Juristen, waren ganz entgegengesetzter Ansicht. Sie betrachteten die Verantwortlichkeit der Minister nicht als etwas Relatives, sondern als etwas Absolutes, welches durch das Schicksal des Königs nicht beseitigt werden könne. Dieser aber habe die Charte zerissen, also auch den darin enthaltenen Artikel, der ihm jene Unverleglichkeit gewähre, welche immer nur innerhalb und nicht außerhalb der Charte gedacht werden könne. —

\*) Diese Art sich auszudrücken, ohne alle weitere Restriction, scheint uns bedenklich. Ist der Mord aus unzweifelhaftem politischen Fanatism, kein „politisches Verbrechen?“ Und soll ein solcher politischer Mord, so lange die Todesstrafe nicht überhaupt aufgehoben ist, weniger streng als anderer Mord bestraft werden?  
M.

Wenn nun aber also auch verschiedene Meinungen über die bloße Möglichkeit des Proceßes bestanden; so war doch bei allen Gebildeten nur ein Urtheil darüber vorhanden, daß die Todesstrafe nicht angewendet werden dürfe. Guizot freuete sich, in andern Zeiten gegen Anwendung dieser Strafe bei politischen Verbrechen geschrieben zu haben, und Lafayette dachte lebhaft auf Mittel, die Minister der Todesgefahr zu entziehen.

In dem dritten dieser Pariser Gemälde, von dem sich vielleicht superlative sagen läßt, was ich comparativ über den zweiten geäußert habe, hat uns die Zeichnung von Roger Collard sehr angezogen. Ich habe Gelegenheit gehabt, mehrfache Stimmen über diesen Mann zu vernehmen; und wenn sich, nach dieser Vergleichung auch ergeben sollte, daß unser Verf. abermals sehr aus Schein gemalt hat, so sollen doch die aufgetragenen Grundfarben vollkommen richtig getroffen seyn. Das wäre für ein Buch eines Zeitgenossen über Zeitgenossen, welches Keinem dieser letzteren Veranlassung zum kleinsten Anstoße geben, am allerwenigsten aber in den, namentlich am berühmten Verfasser der Briefe eines Verstorbenen, so schwer gerächten Fehler des Berührers der *chronique scandaleuse*, verfallen möchte, schon viel. Wir ehren sogar diese Tendenz, wenigstens so lange sie in negativen Schranken bleibt, und sich nicht zu übertriebenem positiven Lobe vergift; und wir gehen darum auch leicht über den Salon der Madame Recamier weg und zwar um so mehr, als sich eine Menge der gelesensten Journale dieser angenehmen Darstellung schon bemächtigt haben.

Am wahrsten und treuesten unter den so vielen in diesem Buche gezeichneten Figuren scheint mir die des Freiherrn von Cotta gehalten zu sein, den ich persönlich gekannt und mit dem ich in einer langen brieflichen Verbindung gestanden habe: Er schien wirklich lebend wieder vor mich hinzutreten; und dieß ist das unschätzbare Verdienst einer von aller Schmeichelei freien Aufrichtigkeit des Portraits. Nun, gleichwie hier das Gute nur im bescheidenen Maße, und das Treffendste ohne Rückhalt gesagt ist, also habe ich gemeint, es in meiner Relation über das ganze Büchlein selbst halten zu müssen. Dasselbe ist, in einer Menge sogenannter Recensionen, recipirend eben so lobhudelnd gemißhandelt worden,\*) wie es der Verf. seinerseits, angeführtermassen, mit dem „monumentalen Riesenwerke“ mit Seiner Excellenz von Göthe,

\*) *Juste retour, Monsieur, des choses d'ici bas, Vous ne menagiez pas, ou vous ménage pas!*  
Moliere.

halten zu müssen geglaubt hat. Ich aber ehre den Herrn Professor, wiewohl ich Ihn näher nur erst aus dieser Schrift kennen lerne, selbst nach so neuer Bekanntschaft, doch schon viel zu hoch, und bin von Manchem des hier über Sachen, wenn auch nicht eben über Personen Vorgetragenen zu sehr angezogen worden, als daß ich Ihm die Schmach solcher unbedingten Lobhudeley hätte anthun mögen.

Dr. R.

Religion, Tugend, Natur und Häuslichkeit.

Blumenlese aus deutschen Dichtern für gebildete Frauen, von J. G. Tollemitt. Elbing, bei Neumann-Hartmann, 1836. 225 S. 8.

Gute Gedichte nennt Herr T. nützlich und angenehm für Leserinnen; und bemerkt dabei, in mancher Sammlung seyen wenige oder gar keine, die das weibliche Gemüth ansprechen. Darum bietet er seine Auswahl von 210 ernstlichen Poesieen über die auf dem Titel genannten Gegenstände dar, freilich in keiner andern Ordnung, als wie er die „Blumen“ im deutschen Dichtergarten nach und nach selbst „zusammen gelesen“ haben mag. So stehen der Snavenvolles; Winterlied; Bestimmung des Weibes; Mutterfreuden; Pilgerlied“ neben einander. So wird man im Drehlauf oft wieder zu dagewesenen Stoffen geführt, weshalb dem Verzeichniß ein Sach-Repertorium beigefügt sein sollte. Zu billigen ist, daß nicht nur die bekanntesten Dichter, von Tscherning bis Liedtge, von Simon-Dach bis Schink benützt sind — wir möchten wissen, zum wievielften Male hier z. B. Bürger's Blümchen Wunderhold, Salis Ermunterung, Schillers Hoffnung &c. abgedruckt wurde! — sondern daß auch den Dichterinnen viel Raum in diesem Park vergönnt worden ist, namentlich Jul. Schubert, Sus. v. Bannomer, Karol. Rudolphi, Jul. Weillodter, Elisa v. d. Neck, Christ. Westphal, Friederike Jerusalem, Friedr. Brün, Soph. Albrecht, Wilh. v. Schlieben, Agnes Gräfin zu Stolberg, Karol. v. der Lüche, Helm. v. Chezy, Just. Wilh. v. Krufft, Charl. Seidel. Wer geht nicht mit immer erneutem Wohlgefallen auf den Sträußermarkt? Wer rechtet mit den Gärtnerinnen um die willkürliche Gruppierung der Blumen und Kränze? Trautschold.

## Musikalische.

Die Fürstin von Grenada, große Oper in 5 Aufzügen, Musik von J. C. Lobe. Partitur und vollständiger Klavierauszug (von Ch. Rummel). Paris, Mainz und Antwerpen, bei B. Schott's Söhnen.

In tüchtigen Männern auch in der Sphäre der Musik leidet unsere strebsame Zeit nicht eben Mangel, obwohl das reiche Talent, wie zu allen Zeiten, zu den selteneren Erscheinungen gehört. Auch das weite Feld der Opern-Musik wird, ihrer großen, nur dem Kundigen recht klaren Schwierigkeiten ungeachtet, mit mehr oder weniger Erfolg oder Beruf rüstig bebaut. Zu den beachtenswertheften, bedeutendsten Talenten unsers Vaterlandes rechnen wir den schon rühmlich bekannten Komponisten obiger Oper Lobe in Weimar. Ein recht frischer, lebenswarmer Geist spricht aus diesem Werke. Klarheit in Ausdruck und Form, ein Reichthum eigenthümlicher, ungelänteter Melodien, große Gewandtheit, Sicherheit und Gründlichkeit in Behandlung der Instrumente, sind Vorzüge, die ihm einen nicht gewöhnlichen Werth verleihen. Außer den gedachten Eigenschaften der Lobe'schen Musik hat uns ihre Anspruchslosigkeit wohlthätig berührt; sie prunkt, bei aller kunstreichen Behandlung, nicht mit Gelehrsamkeit. Ganz gleich ist der Werth der Oper freilich nicht. Neben einer Anzahl vorzüglicher Stücke, wie: die schöne Ouvertüre, die ganze Introduction, der Schlußchor des ersten Akts, der ganze zweite Akt, worin die tiefgefühlte Arie der Nadire (Es—dur) besonders hervortritt, die Cavatine des Parita (Tenor), der Jagdchor und das meisterlich instrumentirte Terzett (E—dur) im Finale des dritten Akts, das originelle Terzettlied (G—dur) und der größte Theil des Finale im 4. Akt, — treffen wir manche schwächere Stellen an, wo der Tonsetzer vielleicht dem Modegeschmack zu sehr huldigt; im Ganzen aber hat das Werk unsere Achtung gegen ihn erhöht.

Das Arrangement des Klavierauszugs von Rummel beweist Kenntniß und Geschick. Die Ausstattung der Partitur wie des Klavierauszugs macht den thätigen Verlegern Ehre.